

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 134 (1855)

Artikel: Grittli's weitere Schicksale

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372870>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grittli's weitere Schicksale.

Wir haben die Erzählung im vorigen Jahr-
gang da abgebrochen, wo Joseph, Grittli's Ver-
lobter, seine Braut als die Frau eines Andern
wiederfindet. Seitdem hat die junge, schwer ge-
prüfte Frau zwei Briefe an die Eltern nach Hause
geschrieben.

Der erste ist datirt vom 4. Februar 1852 und
enthält in Kürze Folgendes:

Grittli war noch immer Maiers Frau und
wird sie auch bleiben. Sie spricht es bestimmt
aus, daß die Achtung für ihren Mann von
Tag zu Tag wächst, und daß ihre Ehe eine
friedliche und glückliche ist, indem Maier sie fast
auf den Händen trägt und Alles, was ihr eine
trübe Stunde bereiten könnte, ferne von ihr
hält. Oft weine sie freilich im Stillen noch
manche heiße Thräne um Joseph und um das
verlorne erste Liebesglück; allein Gott im Himmel
habe es nun einmal anders gesügt und
seinem Willen wolle sie sich ohne Murren unter-
werfen.

Im Sommer 1851 gebar die junge Frau
ein Töchterlein. Aber ach! was andern Müttern
eine Seligkeit ist, das war für Grittli eine neue
Prüfung. Ihre frühere, andauernde Krankheit,
die Entbehrungen und das Elend, dem sie, ehe
Maier sie gerettet, so lange ausgesetzt gewesen,
hatten zur Folge, daß die Geburt keine glück-
liche war. Das Kindlein kam als ein schwäch-
liches, frisches Wesen zur Welt. Sein Leib war
über und über mit den sogenannten Heiden-
blättern bedeckt; es hatte nicht einmal so viel
Kraft, seine Nahrung selbst an der Mutterbrust
zu suchen, und sein ganzes kurzes Dasein war
Ein Leiden, Ein Weinen. Acht Tage lebte es,
wenn man ein solches Dasein Leben heißen
kann, dann erbarmte sich Gott der Herr seiner
Schmerzen und nahm es hinüber zu sich in
seinen schönen Himmel.

Diesenigen Leserinnen, die Grittli gern mit
Joseph vereinigt sähen, werden denken, jetzt ge-
stalte sich ja Alles gut, da das Kind kein Hin-
derniß mehr sei; das Eheband zwischen Maier
und Grittli lasse sich leicht lösen und Joseph
stehe nun am Ziel. — So ist es aber nicht
gekommen. Joseph hatte sich nach und nach mit

dem Gedanken vertraut gemacht, daß Grittli auf
immer für ihn verloren sei. Das ganze ver-
flossene Jahr lang war er nur zwei Mal in
Maier's Wohnung gekommen und endlich ließ
er sich gar nicht mehr sehen. Sein Töchterlein
Bertha hatte er rechtlich anerkannt und es der
Mutter zu weiterer Erziehung überlassen.

Das ist ungefähr der Inhalt des ersten
Briefes. Der zweite lautet im Auszug so:

St. Louis, den 10. Christmonat 1852.

Theure Eltern und Geschwister!

.... Euern Brief haben wir erhalten und daraus
ersehen, daß ihr wünschet, mein Mann und ich und
Bertha möchten alle zu Euch nach der Schweiz kommen,
wo wir Arbeit und Verdienst genug fänden, um uns
anständig zu erhalten. — Ach, dieser Wunsch ist gewiß
gut gemeint, aber ich muß Euch widersprechen. So gerne
ich mein schönes, geliebtes Vaterland wieder beträte,
so gerne ich wieder in Eurer Mitte lebte, so kann das
nie und nimmer mehr sein. Wie würden die schadenfrohen
Menschen in der Heimath mich belächeln und mir den
Festtritt meiner Jugend, meine Heirath mit einem armen
katholischen Manne und meine zweierlei Kinder zum Vor-
wurf machen. Nein, lebe wohl, schöne Heimath! lebe wohl
für immer! Auch mein Mann hat durchaus keine Lust,
Euern Vorschlag anzunehmen, und will hier bleiben.
Wir müßten uns ja ein Bürgerrecht kaufen, und woher
die große Summe Geld hierzu nehmen? Nein! Es ist
noch eher möglich, daß Ihr Alle höher zu mir kommt,
als ich zu Euch. Sollte es uns hier nicht mehr gefallen,
so würden wir noch lieber nach Hannover, in meines
Mannes Vaterland, gehen.

Wo Joseph ist, weiß ich nicht bestimmt; ich habe ihn
schon seit anderthalb Jahren nicht mehr gesehen. Es
scheint, daß meine Heirath seine Liebe zu mir extödet
hat. Ach Gott, es thui weh, so etwas schreiben zu müssen.
Ich habe immer geglaubt, eine Liebe, wie die seinige,
daure bis über's Grab hinaus. Doch was soll ich klagen?
Denke ich doch selbst nicht mehr so oft an ihn, wie früher,
und sage mir jetzt oft, es sei gut so, wie es der liebe
Herrgott gefügt habe. Es ist für meine häusliche Ruhe
besser, wenn ich ihn nicht sehe; den Gedanken an eine
Vereinigung mit ihm habe ich schon lange aufgegeben,
obgleich ich ihm im stillen Herzen ein süßes Andenken
ewig bewahre.

Mein Mann ist der beste und gütigste Mensch, und
wir harmoniren recht gut zusammen. Wir sind nun bald

drei Jahre Verheirathet und in der ganzen Zeit ist zwis-
schen uns noch kein Wort des Unfriedens oder Kriegs
vorgekommen. Ach, liebe Eltern, man kann auch bei der
Armut glücklich sein, wenn zwei Herzen sich verstehen.

Maier hat jetzt eine bestimmte Anstellung im Hafen
und verdient so viel, daß wir anständig leben können.

Liebe Eltern! Ich will Euch noch die freudige Neuig-
keit schreiben, daß wir am 2. Juni ein Söhnlein be-
kommen haben. O, es ist ein schöner, großer, kugel-
runder Knabe und immer recht gesund. Wir Alle möch-
ten ihn auffressen vor Liebe. Mit fünf Monaten hat
er schon zwei Zähnchen bekommen, und er lacht und
saucht den ganzen Tag. Bertha, o Bertha solltet Ihr
sehen! Sie ist so schön wie ich noch selten ein Kind ge-
sehen. In zwei Jahren ist sie wohl so groß als ich. Sie
ist noch immer meines Mannes Liebling. Schon seit einem
Jahr spricht sie artig englisch und in der katholischen
Schule, wohin wir sie schicken, zeichnet sie sich durch Fleiß
und Geschicklichkeit vor allen andern Mädchen aus. Ja,
liebe Eltern, wenn Joseph einst, wie er bei seinem letz-
ten Besuch sagte, von mir seine Tochter zurückfordert,
so soll er sie reich ausgestattet finden mit jenen Gaben,
die eine gute Erziehung allein geben kann, und er soll sie
mit Stolz sein Kind nennen können.

Geliebte Eltern! Gottes Wege sind wunderbar! —
Denket Euch und erkennet darin die strafende Hand Got-
tes des höchsten Richters: der schändliche Oberbach, der
Urheber meiner und Josephs Leiden, er hat seinen ver-
dienten Lohn bekommen. Ich muß Euch das aber genau
berichten, wie ich's erfahren habe; denn ich glaube fest,
Joseph sei doch noch in St. Louis. Er hat uns die Nach-
richt geschickt. Hier hat man keine Brieträger, wie bei
Euch; man muß die Briefe selbst auf der Post abholen.
Alle vierzehn Tage erscheint hier eine Postzeitung, da-
stehten alle Adressen von den angekommenen Briefen drin.
Nun war es etwa vor einem halben Jahre, da sagte
mir der Portier unsers Hauses, mein Mann habe einen
Brief in der Zeitung. Ich freute mich und lief schnell
zur Post, denn ich glaubte, der Brief sei von Euch. Es
war aber nicht so. Ach Gott, es war Josephs Handschrift,
ich kannte sie sogleich. Er war... Doch ich will Euch
Alles abschreiben:

„Herr Maier in St. Louis!

Sagen Sie Ihrer Frau, daß noch ein Gott im Himmel
leben thue, und daß der Oberbach, der Lügner und Spitz-
bub, gestraft worden sei. Er ist von Texas wieder heraus
nach New-Orleans gegangen; dort hat er dann das
Goldfieber gekriegt und ist mit einer großen Gesellschaft

auf dem Landweg durch den Westen nach Kalifornien
gereist. Ist aber schlimm gegangen und Viele wurden
von den Rothhäuten hinter den Bäumen her vor erschossen.
Bei einem nächtlichen Überfall, als Alle schlafen thaten,
stahlen die Indianer dem Oberbach sein Maultier und
all sein Hab und Gut. Wie sie zum Salzsee kamen,
ging's noch einmal los und eine Kugel aus der Büchse
einer Rothaut zerschmetterte dem Oberbach das Knie.
Sie wollten ihn in der Wildnis liegen lassen, allein wie
er so um Erbarmen flehete, bekamen Einige Mitleid,
verbanden ihm den Fuß und schleppten ihn auf einem
Karren weiter. — Er bettelt als Stelzfuß an den Strafzen-
eken von Sacramento. Ich habe diesen Brief von einem
Kalifornier.

Ein Freund.“

O, liebe Eltern! Ich mußte weinen, als ich diesen
Brief las; ich wußte aber nicht, waren es Thränen des
Mitleids über das traurige Geschick meines Feindes oder
Freudentränen darüber, daß Joseph uns diesen Beweis
von Theilnahme gab. Ach aber, wenn er in der Nähe
lebt, warum besucht er uns nie mehr? Nein, es ist besser
so. Joseph ist ein Ehrenmann und mein Hausfrieden ist
ihm heilig. Möchte er bald eine andere finden, die ihm
ein besseres Glück zu bereiten im Stande ist, als ich
schwaches Kind es gekonnt hatte!

Und nun, theure Eltern und Geschwister, lebet wohl!
Gott schütze und segne Euch!

Ich bin und verbleibe

Eure dankbare Tochter:
Margaretha Maier.

Wie ein Zigeuner einen Pferdediebstahl
entschuldigt.

Befragt, was er zu seiner Vertheidigung
vorbringen könne, sagte er: „Ich stahl nicht
das Pferd, das Pferd stahl mich. Ich ging
durch einen Hohlweg und sah auf dem schmalen
Fußsteige ein Pferd liegen. Da an der einen
Seite ein tiefer Abgrund gähnte, konnte ich
nicht vorüberkommen, ohne das Pferd zu be-
rühren. Ich dachte: Gehst du an seinem Kopfe
vorbei, so bißt es dich; suchst du an dem Hin-
tertheil vorüber zu kommen, so schlägt es dich;
das beste also ist, du steigst darüber. In dem
Augenblicke nun, wo ich dies that, sprang das
Thier empor und trug mich, trotz aller meiner
Anstrengungen, es zum Stehen zu bringen, da-
von, bis in unser Lager hinein.“